



Dietrich Fischer-Dieskau sings Reger,  
Sutermeister and Hindemith | Aribert  
Reiman (piano), Ulrich Bremsteller (organ)

aud 95.637

EAN: 4022143956378



### Märkische Oderzeitung (Peter Philipps - 2010.05.28)

Will man ihm gerecht werden und vor seinem kritischen Auge bestehen, muss diese Gratulation ein Legato werden, ein Spannungsbogen. Denn „was jetzt geträllert wird, das ist Bayreuths nicht würdig“, hat Dietrich Fischer-Dieskau gerade in einem Interview geknurr. Heute begeht der Bariton, den nicht nur Leonard Bernstein als „bedeutendsten Sänger des Jahrhunderts“ einordnete, seinen 85. Geburtstag. Fernab von den Bühnen: „Das Altwerden besteht hauptsächlich aus Verlusten.“

Sein Vater war Direktor des Zehlendorfer Gymnasiums in Berlin und, viel wichtiger, der Begründer des „Theaters der Schulen“. In speziellen Produktionen für die Heranwachsenden gab es alles vom „Wildschütz“ über „Rheingold“ bis zum „Götz von Berlichingen“, dessen kraftvolle Verkörperung auch für dieses Publikum Heinrich George gab. Und im Parkett in kurzen Hosen saß Dietrich Fischer-Dieskau.

Er hat alles aufgesogen, die Musik und die Darstellung auf der Bühne. Er lernte viel, indem er sich bei anderen Großen etwas abschaute. Und er wurde zum Perfektionisten, der sich nicht nach anderen Maßstäben richtete, sondern sich seine eigenen Maßstäbe setzte. Man muss wohl so agieren, um zum Gipfel aufzusteigen.

An der Lust, zu lernen und auszugestalten, kann ihm kaum jemand das Wasser reichen. Wohl zehn Mal hat er nach eigener Erinnerung „Die Winterreise“ von Schubert aufgenommen. Denn, so sagt er im Magazin Rondo, „die Winterreise erhält auf dem Notenpapier nur Skizzen, so dass Auslegungen vieler Art möglich sind“. Die bewegendste „Winterreise“ wird aber immer die bleiben, die er im Juli 1971 in Tel Aviv (mit Daniel Barenboim am Klavier) sang, und mit der er die deutsche Sprache nach Israel brachte. Das Herz sei ihm fast dabei gesprungen, erinnert sich der Kritiker (und Freund seit Kindheitstagen) Klaus Geitel: „Ihm schien, als säße das alte Frankfurt mit seinen zerklüftet weißen Gesichtern in den stillen Reihen vor ihm und lausche zu ihm hinauf, zum Rauschen im Lindenbaum endlich wieder nach all den verfluchten Jahren.“

Denselben Freund hat er später noch einmal ganz anders beeindruckt können, in einem Tokioter Hotelzimmer: Da sang er ihm die musikalischen Unterschiede der Intonation und Deklamation des japanischen No-Theaters und des Kabuki vor. Dass ein solcher Mann mit den Auswüchsen des Regie-Theaters nichts anfangen konnte, war folgerichtig.

Er hatte dem Publikum unvergleichliche Auftritte geschenkt. Wer ihn als Wozzeck, Amfortas oder Hans Sachs erlebt hat, wird es nie vergessen. Der „Spiegel“ widmete ihm als „Meistersänger“ ein Titelbild. Die Oper verlor ihn durch eigene Schuld.

Er konzentrierte sich aufs Lied mit kongenialen Begleitern. Einer, Gerald Moore,

überschrieb später seine Autobiografie ironisch mit „War ich zu laut?“. Die Frage hätte sich ein anderer Pianist nie gestellt: Wladimir Horowitz war nur einmal in seinem Leben Begleiter – für Fischer-Dieskau. Wobei dieser im Rückblick die Sache zurechtrückt: „Er hat nicht begleitet. Ich habe ihn begleitet.“

Mit der Schlussfuge aus Verdis „Falstaff“ verabschiedete er sich 1993 von allen Bühnen. Das Legato war an seinem musikalischen Ende angekommen.

Peter Philipps  
Ein Jahrhundert-Sänger

Heute feiert der Bariton Dietrich Fischer-Dieskau seinen 85. Geburtstag

Frankfurt (Oder) (MOZ) Will man ihm gerecht werden und vor seinem kritischen Auge bestehen, muss diese Gratulation ein Legato werden, ein Spannungsbogen. Denn „was jetzt geträllert wird, das ist Bayreuths nicht würdig“, hat Dietrich Fischer-Dieskau gerade in einem Interview geknurr. Heute begeht der Bariton, den nicht nur Leonard Bernstein als „bedeutendsten Sänger des Jahrhunderts“ einordnete, seinen 85. Geburtstag. Fernab von den Bühnen: „Das Altwerden besteht hauptsächlich aus Verlusten.“

Sein Vater war Direktor des Zehlendorfer Gymnasiums in Berlin und, viel wichtiger, der Begründer des „Theaters der Schulen“. In speziellen Produktionen für die Heranwachsenden gab es alles vom „Wildschütz“ über „Rheingold“ bis zum „Götz von Berlichingen“, dessen kraftvolle Verkörperung auch für dieses Publikum Heinrich George gab. Und im Parkett in kurzen Hosen saß Dietrich Fischer-Dieskau.

Er hat alles aufgesogen, die Musik und die Darstellung auf der Bühne. Er lernte viel, indem er sich bei anderen Großen etwas abschaute. Und er wurde zum Perfektionisten, der sich nicht nach anderen Maßstäben richtete, sondern sich seine eigenen Maßstäbe setzte. Man muss wohl so agieren, um zum Gipfel aufzusteigen.

An der Lust, zu lernen und auszugestalten, kann ihm kaum jemand das Wasser reichen. Wohl zehn Mal hat er nach eigener Erinnerung „Die Winterreise“ von Schubert aufgenommen. Denn, so sagt er im Magazin Rondo, „die Winterreise erhält auf dem Notenpapier nur Skizzen, so dass Auslegungen vieler Art möglich sind“. Die bewegendste „Winterreise“ wird aber immer die bleiben, die er im Juli 1971 in Tel Aviv (mit Daniel Barenboim am Klavier) sang, und mit der er die deutsche Sprache nach Israel brachte. Das Herz sei ihm fast dabei gesprungen, erinnert sich der Kritiker (und Freund seit Kindheitstagen) Klaus Geitel: „Ihm schien, als säße das alte Frankfurt mit seinen zerklüftet weißen Gesichtern in den stillen Reihen vor ihm und lausche zu ihm hinauf, zum Rauschen im Lindenbaum endlich wieder nach all den verfluchten Jahren.“

Denselben Freund hat er später noch einmal ganz anders beeindruckt, in einem Tokioter Hotelzimmer: Da sang er ihm die musikalischen Unterschiede der Intonation und Deklamation des japanischen No-Theaters und des Kabuki vor. Dass ein solcher Mann mit den Auswüchsen des Regie-Theaters nichts anfangen konnte, war folgerichtig.

Er hatte dem Publikum unvergleichliche Auftritte geschenkt. Wer ihn als Wozzeck, Amfortas oder Hans Sachs erlebt hat, wird es nie vergessen. Der „Spiegel“ widmete ihm als „Meistersänger“ ein Titelbild. Die Oper verlor ihn durch eigene Schuld.

Er konzentrierte sich aufs Lied mit kongenialen Begleitern. Einer, Gerald Moore, überschrieb später seine Autobiografie ironisch mit „War ich zu laut?“. Die Frage

hätte sich ein anderer Pianist nie gestellt: Wladimir Horowitz war nur einmal in seinem Leben Begleiter – für Fischer-Dieskau. Wobei dieser im Rückblick die Sache zurechtrückt: „Er hat nicht begleitet. Ich habe ihn begleitet.“

Mit der Schlussfuge aus Verdis „Falstaff“ verabschiedete er sich 1993 von allen Bühnen. Das Legato war an seinem musikalischen Ende angekommen.

